

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 13

Artikel: Immaculata : eine Erzählung aus Portugal [Schluss folgt]
Autor: Caltofen, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666600>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Immaculata

Eine Erzählung aus Portugal

von R. Caltofen



Und wenn ihr in festlich fröhlichem Kreise die Gläser mit edlem Portwein erklingen lässt, dann freut euch von Herzen dieser Seele des Weins, dieses Getränktes der Götter, dieses unverdienten Geschenkes des Himmels an seine Menschen ...

Denn so und so ähnlich nennt man ihn doch, in Deutschland und England, in Brasilien und Australien, in der alten und in der neuen Welt, überall auf der weiten Erde.

Nur nicht in dem kleinen Paiz do Vinho.

Dieses kleine Paiz do Vinho ist seine Heimat.

Wenn Ihr einmal hinauffährt nach Regoa, in das Schiefergebirge am oberen Douro, dort wo die leichteren Sorten wachsen, und wenn ihr gar weiter hinauffährt nach Vila Real, in das Bergland des wilden Corgo, dort wo die schwereren Sorten wachsen, dann werdet ihr bald erfahren, warum.

Wer noch nicht weißt, was arbeiten heißtt, der kann es hier lernen. Er kann hier selbst Kinder und Greise unermüdlich arbeiten sehen. Sie arbeiten tagaus, tagein zwischen den Rebstöcken ihrer unendlichen Weinberge. Das ganze Jahr über beansprucht der Wein eine sorgfältige Betreuung. Und wenn die Lese vorbei ist, wenn die Reben ihre Ruhezeit halten, dann kommen für die Menschen die Monate härtester Arbeit. Dann gilt es, die Bütte zu nehmen und auf dem Rücken all die Erde wieder auf die Berge zu tragen, die die Regen hinuntergespült haben. Dann gilt es, die ältesten Terrassen wieder neu auszuhauen, denn jedes Fleckchen Raum für jeder Rebe Wurzel haben sie ihren Bergen in mühseliger Arbeit mit der Hacke abringen müssen und müssen es ihnen immer wieder aufs neue abringen. Denn so wie Gott sie wachsen liess, sind ihre Berge glatt und nackt wie die Wand einer Schüssel. Nicht einmal Erde hat ihnen der Himmel geschenkt, den armen Weinbauern im Paiz do Vinho, nicht einmal die Erde, auf der sie ihren Wein bauen können.

Wenn irgendwo der Mensch in verbissenem Kampf mit der Natur liegt, so ist es hier. Die Berg-

riesen ringsumher sind trotzig und feindlich, und es heißtt, jede Stunde auf der Hut sein und sie zu fesseln und zu zügeln und sie zum Dienst an ihrer Arbeit gefügig zu halten.

Ja, und wenn man die Menschen mit ihren Büttten auf den Rücken die vielen Riesenstufen hinauf- und herunterklettern sieht, dann kann man wohl meinen, sie hätten sich nicht nur die Berge selbst erobert, sondern auch den Himmel, sie holten sich nicht nur selbst die Erde für ihre goldenen Trauben herauf, sondern auch die Sonne für sie herunter ...

Die Menschen im Paiz do Vinho gehören zu den Stillen im Lande. Sie sind bescheiden und friedsam und demütig.

Aber um ein Leben lang bei harter Arbeit ein wenig froh bleiben zu können, genügt es nicht zu wissen, dass irgendwo draussen in aller Welt in festlich-fröhlichem Kreise die Gläser mit ihrem edlen Portwein erklingen, man muss schon etwas Liebes daheim haben, für das man mit den Bergen kämpft, für das man sich von früh bis spät abmüht und sorgt. Sonst kann es einem wohl ergehen wie dem alten Gregorio ...

Der alte Gregorio war eine Schande für das ganze Dorf. Er war ein Tagedieb. Und er war ein Säufer.

«Ihr solltet doch lieber ein bisschen arbeiten, Dom Gregorio», sagte das junge Mädchen von der Venda jedesmal, wenn es morgens mit dem Reisstrohbesen kam und die beiden rohbehauenen Schieferstufen abfegte, auf denen Gregorio bereits wieder hockte.

«Sim, sim, Senhora», sagte Gregorio dann. Und er griff eifrig nach dem Stapel Bacalhao (Stockfisch), der gleich an der Haustür auf der Erde lag, und machte sich daran, immer zwei der breiter-trockenen Fische gegeneinanderzuschlagen, dass Staub und Flossen nur so flogen.

Aber noch ehe er mit einem Dutzend fertig war, schlurfte er wieder an seinen Platz zurück. Der Papagei auf dem Ring über ihm kreischte laut. Gregorio dankte ihm: «Bom dia (guten Tag), Filippo» und warf sich auf die Bank und klatschte in die Hände: «Um copo, um copo ...» (ein Glas).

«Ihr solltet doch lieber ein bisschen arbeiten, Dom Gregorio», sagte das junge Mädchen von der Venda wieder, wenn es mittags hinter dem Ladentisch stand und eine Safranwurst in fingerlange Enden schnitt und eine Oelsardinenbüchse öffnete.

«Sim, sim, Senhora», sagte Gregorio dann. Und

er lief eifrig nach dem Bergbach, der an der Wegbiegung hinter dem Haus vorbeirauschte und machte sich daran, die Eimer so voll zu schöpfen, dass sie bei jedem Schritte überschwappten.

Aber noch ehe er für den kleinen Burro genug hatte, schlurfte er wieder an seinen Platz zurück. Der Papagei auf dem Ring über ihm schaukelte sich. Gregorio grüsste ihn: «Boa tarda, Filippo», und warf sich auf die Bank und klatschte in die Hände: «Um copo, um copo...»

«Ihr solltet doch lieber ein bisschen arbeiten, Dom Gregorio», sagte das junge Mädchen von der Venda nochmals, wenn es abends immerfort zwischen den Weinfässern und der Oelpfanne hindurchlaufen musste.

«Sim, sim, Senhora», sagte Gregorio dann. Und er stand eifrig am Spülstein, der hinter dem Landentisch zwischen den beiden Regalen angebracht war, und machte sich daran, Teller und Gläser aufzuwaschen.

Aber noch ehe für den fünften Gast sauberes Geschirr da war, schlurfte er wieder an seinen Platz zurück. Der Papagei auf dem Ring über ihm hackte um sich. Gregorio streichelte ihn: «Boa noite, Filippo» und warf sich auf die Bank und klatschte in die Hände: «Um copo, um copo...»

So ging es seit Jahren. Seit langen Jahren.

Anfangs hatten auch andere Leute aus dem Dorfe oftmals auf Gregorio eingeredet, er solle doch endlich ein anderes Leben anfangen. Aber Gregorio hatte niemals einem von ihnen Antwort gegeben. Er sprach grundsätzlich nur mit seiner Senhora und mit seinem Papagei. Jetzt stellten sich die Leute aus dem Dorfe nur noch manchmal vor Gregorio hin und sahen ihn an. Aber Gregorio sah durch sie alle hindurch, als seien sie aus Glas. Er sah grundsätzlich nur seine Senhora und seinen Papagei.

Gregorio sass stets harmlos und sanft in seinem Winkel. Aber niemand im Dorfe hatte vergessen, dass er auch anders sein konnte.

Das wussten sie seit damals, als sie ihn einmal hinauswerfen wollten, weil sie mit keinem Trunkenbold zusammen an einem Tische sitzen mochten. Das hatte etlichen blutige Köpfe eingetragnen. Er war wie ein Wilder gewesen. Bis die Senhora dazugekommen war. Die Senhora hatte ihn nur beim Ärmel genommen. Sie hatte nur zu ihm gesagt: «Aber Dom Gregorio...» Und er war ihr gefolgt, und er war fortan in seinem Winkel geblieben, gehorsam wie ein Kind.

Und sie wussten es seit damals, als sie ihm einen Steinkrug zum Trinken geben wollten, weil er nicht mehr weiterhin so viele Gläser zerschlagen sollte. Das hatte etlichen blutige Rippen eingetragen. Er war wie ein Rasender gewesen. Bis die Senhora dazugekommen war. Die Senhora hatte nur die Scherben zusammengelesen. Sie hatte nur zu ihm gesagt: «Aber Dom Gregorio...» Und er hatte fortan einen blechernen Becher genommen und daraus getrunken, artig wie ein Kind.

Seitdem sass er nun in seinem Winkel, den blechernen Becher vor sich. Er sass da bei Regen und Sonnenschein, er sass da werktags und feiertags, er sass da früh und spät.

Gegen Abend, wenn die vielen Gäste kamen, wurden zwei hochlehnde Stühle vor seinen Platz geschoben, wurde wohl auch eine alte Schürze darübergehängt. Damit er nicht wieder Aergeris erregen sollte.

So sass er in seinem Winkel. Gegen Mittag fing er an zu lallen und mit den Fingern aus dem vergossenen Wein Figuren auf den hölzernen Tisch zu malen. Beim Vesperglöcklein fing er an zu lachen und zu weinen. Und noch ehe die Sonne untergegangen war, hörte man hinter den Stühlen ein dumpfes Fallen. Das Fallen eines schweren Sackes...

«Aber wie kannst du nur, filha? Wie kannst du nur diesen alten Lumpen hier ewig dulden?»

«Ich weiss nicht... aber ich kann nicht anders...»

«Ja, glaubst du denn, dass du von diesem alten Faulenzer jemals einen roten Vintem (Rappen) zu sehen kriegst, filha?»

«Ich weiss nicht... aber ich kann nicht anders...»

«Er hat doch wahrhaftig schon wieder ein neues Hemd an. Aber wie kannst du dich bloss um diesen alten Hundesohn so sorgen, filha?»

«Ich weiss nicht... ich kann nicht anders...»

Allmählich waren aus den Ermahnungen Vorwürfe geworden. Und allmählich wurden aus den Vorwürfen gutgemeinte Scheltworte. Denn sie war noch jung. Und sie hatten sie alle gern.

Es war ja auch gewiss sehr verwunderlich, das alles. Auch ich habe sehr oft darüber nachgegrübelt, was sie wohl dazu bewegen mochte. War es Mitleid? Aber dieses Mitleid ging doch zu weit. War es Liebe? Aber diese Liebe wäre doch zu abwegig gewesen.

Sie verlor nie ein Wort darüber. Sie wehrte sich nicht gegen Vorwürfe und Scheltworte. Sie liess sich aber auch nicht beirren.

Sie trug den schönen Namen Immaculata. Sie trug ihn mit Recht. Dafür hätte jeder im Dorfe seine Hand ins Feuer gelegt, dass sie sich makellos gehalten hatte.

Und das wollte gewiss etwas heissen, denn sie gehörte nicht zu jenen Mädchen, die vom Schicksal zur Tugend verurteilt sind. Sie war gross, prächtig gewachsen und hatte ein kluges, klares Gesicht. Sie hätte leicht an jedem Finger einen Mann haben können.

Aber sie hielt sich achtsam allen fern. Das war nicht immer so ganz einfach. Denn sie war die Besitzerin der kleinen Venda. Und zu ihrem Kramladen gehörte eben — so wie sie es von ihrer Mutter übernommen hatte, und es hier in den Dörfern überall üblich ist — eine Taberna.

Tagsüber war sie zwar wohlbehütet von dem breiten Ladentisch. Sie stand dahinter und verkaufte Oel und Oliven, schwarze Filzsombreros und knallbunte Strohhüte, Bacalhao und Ziegenkäse, Westen aus fester Wolle und Jacken aus grobem Drillich, Quittenbrot und Dolces, Bastschuhe und Tongeschirr, Schnaps und Tabak, Kräuter und Bittersalz. Aber nach dem Feierabend hatte sie tagtäglich zwischen den dichtbesetzten Bänken und Stühlen und Hockern zu tun. Und wenn die Männer ein paar Gläschen Wein in sich haben, und wenn sie dazu so in der Menge beieinander sind, dann wächst ihnen der Mut. Es hatte schon mehr als einer versucht, seinen Arm um ihre Hüfte zu legen oder ihr gar in die Küche zu folgen. Es hatte aber auch schon mehr als einer gemerkt, dass ihm das schlecht bekam.

Und langsam hatten sie begriffen und anerkannt, dass sie wirklich eine Dona Immaculata vor sich hatten.

Ja, so war es. So war es schon lange. Und so wäre es auch noch lange geblieben, wenn, ja wenn Immaculata sich nicht doch eines Tages verlobt hätte, und wenn Gregorio nicht bei der darauf folgenden Weinlese mit dabei gewesen wäre.

Sie wollten es erst nicht glauben, das von der Verlobung. Aber die beiden waren bereits um die Sponsalien eingekommen. Also gab es keinen Zweifel mehr.

Dom Christovao, Immaculatas Bräutigam, war ein kleiner Weinbauer. Das heisst, er war nicht klein von Gestalt, nur klein an Besitz. Aber alle

freuten sich über ihre Wahl. Denn er war einer der Besten unter ihnen, sehr fleissig, sehr still, sehr friedsam.

Sie hingen sehr aneinander. Es stand so zwischen ihnen, dass einer dem andern jeden Wunsch von den Augen ablas. Nur über Gregorio konnten sie sich nicht einig werden. Und man wusste, dass sie sich seinetwegen sogar schon regelrecht gezankt hatten. Sie waren zwar sofort still gewesen, als der Gemüsejunge hereingekommen war, aber er hatte noch genug davon gehört, und er hatte es natürlich gleich überall austrompetet.

«Ja, hast du denn keine Scham im Leibe? Siehst du denn nicht, wie er dich ununterbrochen anstarrt? Ich kann das nicht mehr ertragen. Ich will jetzt wissen: warum, warum duldest du das?»

«Ich weiss nicht... aber ich kann nicht anders...»

«Das ist keine Antwort...»

Sie hatte geschwiegen.

Er hatte mit der Faust auf den Tisch gehauen: «Ich will eine Antwort...»

Sie hatte gebettelt: «Ich weiss nicht... aber ich kann nicht anders...»

Gregorio war seit Immaculatas Verlobung in der Tat auffallend verändert. Er half nicht mehr, er sprach nicht mehr zu seinem Papagei, er klatschte auch nicht mehr nach einem copo, er sass nur unbeweglich da und sah und sah sie an.

Es war zu merken, dass ihr bange wurde.

Aber er liess nicht etwa davon ab. Im Gegenteil. Jetzt blieb er nicht mehr in seinem Winkel. Wohin sie auch ging, sei es in die Horta oder an den Wildbach oder in ihren Weinberg, überall konnte sie ihn plötzlich stehen sehen, zwanzig Meter von sich entfernt, sie aus traurigen, fragenden Augen unverwandt anblickend.

Sie waren allein in der Venda. Ich kam und wollte Tomatenmark kaufen, und meine Bastsohlen gingen leise.

«Bitte, das dürft Ihr nicht, Dom Gregorio.»

Er liess sich auf den nächsten Stuhl fallen, er schlug die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich...

Oder die Taberna war zum Bersten voll. Es hatte Löhnnung gegeben und das Ave-Maria-Läuten war vorbei.

«Bitte, das dürft Ihr nicht, Dom Gregorio.»

Er suchte Halt an der nächsten Wand, er schlug die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich...

Das war im Vorfrühling gewesen. Die Reben

hatten geblutet. Um diese Zeit hatte ihn alljährlich eine sonderbare Unruhe gepackt. Da war er sogar manchmal aus der Taberna fortgegangen. Da hatten sie ihn durch die Weinberge gehen sehen, als ob er etwas suche. Und wenn er irgendwo eine Rebe fand, deren Blut auf den nackten Schiefer tropfte, dann scharrete er ihr mit seinen blossen Händen ein bisschen Erde zusammen. Dann stürzte er gar wie in Hast die hohen Terrassen hinunter und trug ihr Erde herauf, in seinem Hut, in seinem Taschentuch. Und er hielt die Löcher und die Risse darin ängstlich zu, damit ihm auch ja kein Krümchen Erde verlorenginge.

Das hatte ihn trotz allem den Herzen der Weinbauern nahe gebracht. Sonst hätte man sich schon solch eines übeln Gesellen, von dem man nicht einmal wusste, woher er kam, zu entledigen gewusst. So aber konnte man oft flüstern hören: «Hat er die Reben nicht lieb, wie einer der unsrigen? Ja, und klingt seine Sprache nicht so wie bei einem der unsrigen?» Dona Immaculata mochte vielleicht ein gleiches denken.

Es wurde Sommer. Es wurde ein Sommer voll leuchtender Ruhe. Aber Gregorio brachte er diesmal keine Ruhe.

Es wurde Herbst. Es wurde September. Das satte Grün der Rebhügel ging in helles Gelb und fahles Rot über. Und die Trauben wurden zu Gold.

Es kamen die Wochen der Lese.

Da hatte man ihn all die Jahre hindurch wiederum in den Bergen sehen können. Aber nicht bei den Trauben. Nicht bei der Lese. Er war über die kahlen Höhen gewandert. Und er hatte oft lange dagestanden und wie in Erinnerung den Barros Rabello (Weinbarken) nachgeschaut, die zwischen Klippen und Stromschnellen und wallendem Gischt die Ernte in rasender Fahrt stromabwärts schafften. Man hatte ihn deutlich sehen können. Denn die Luft ist in diesen Tagen klar und durchsichtig wie Kristall, und die Ferne rückt nahe heran, als hätte man einen Feldstecher vor Augen.

In diesem Jahr war Gregorio nicht auf den kahlen Höhen. In diesem Jahr sah Gregorio nicht den Weinbarken nach.

Diesmal war er auch in den Weinbergen. Er war immer in dem Weinberg, in dem Immaculata war. Er half nicht, die Trauben zu schneiden, er half nicht, sie in Bütteln an die Weinbergspforte zu tragen, er half nicht, sie nach dem Kelter weiterzu bringen. Er sah und sah Immaculata an, und er

begleitete dabei den Handorgelspieler auf einer Fiedel.

Aber der Handorgelspieler hörte bald auf mit seinem Spiel. Und die fleissigen Leute liessen auch bald die Hände ein wenig ruhen. Weil Gregorio gar so schön spielte. So innig schön. Wie sie es ihm nun und nimmermehr zugetraut hätten.

Und dann war da noch etwas anderes, was sie aufhorchen liess. Sie flüsterten miteinander: «Woher kann er nur all unsere Lieder? So hat doch meine Mutter immer gesungen, als ich noch klein war...» — «Ja, meine auch...» — «Und meine auch...»

Ob Gregorio das gefühlt hatte? Manchmal zuckte er mitten im Spiel zusammen und brach jäh ab. Und spielte dann etwas anderes. Das war ganz fremd. Noch niemals hatte jemand von ihnen etwas Aehnliches gehört.

Eines Tages hatte Gregorio wiederum mitten im Spiel den Bogen gesenkt.

Sie warteten alle darauf, dass er weiterspielte. Sie liebten es, wenn er spielte. Aber er setzte den Bogen nicht wieder an.

Er hatte seine Geige neben sich gelegt. Er kniete neben einem Weinstock und kratzte wie ein Besessener mit seinen blossen Händen die Erde weg. Und hob den goldenen Ohrring heraus...

«He, Alter, spiel uns die Chula weiter.»

Er kniete zitternd auf dem Schiefer, den Ring zärtlich zwischen zwei Fingern, die Augen blank von Tränen.

«Da ist er ja — da ist er ja...» lächelte er.

«He, Alter, spiel uns die Chula weiter.»

«Lasst ihn, er spinnt wieder...»

«Lasst ihn, er ist wieder betrunken...»

«He, Alter, spiel uns die Chula weiter...»

Und sie warfen ihm ein paar Kupfer hin. Und sie reichten ihm ihre Schnapsflasche hin. Er liess die Kupfer liegen, er liess die Flasche liegen, er liess die Fiedel liegen.

Er nahm dem nächsten das Messer aus der Hand, nahm die nächste leere Bütte, die er fand. Und er half bei der Lese.

Sie sahen alle einander an. Sie schüttelten alle den Kopf.

Und das blieb nun die kommenden Tage und Wochen hindurch so. Denn Gregorio arbeitete, Gregorio schuftete, er fing als erster an, er hörte als letzter auf. Es war, als wolle er sein vergeudetes Leben nachholen...

(Schluss folgt)